

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 26

Artikel: Auf und ab : Amerika-Schweizer erzählen von "Drüben"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nun etwas Selbständiges an: einen Engros-Handel mit Eßbestecken, die ich aus Deutschland importierte; ein gutes Geschäft. Ich gab es nach einem Jahr wieder auf, da ich mit meinem Geschäftspartner nicht gut zusammenarbeitete. Nachher wurde ich Kellner im Ritz-Carlton-Hotel in Montreal. Mit den großen Trinkgeldern stellte ich mich dort auf 110 Dollar im Monat, Kost und Logis frei. Da konnte man schon etwas auf die Seite tun. Nächste Station: Als «shaders» (Farbenmischer) in einer großen Lackfabrik, eine nicht einfache Arbeit, die gelernt sein wollte. Dort gefiel es mir ausgezeichnet und ich blieb drei Jahre dabei. Das war meine letzte Arbeit; ich gab sie nur auf, um mir vier Monate Urlaub zu nehmen und wieder einmal nach Europa herüberzukommen. Nun ist mein Urlaub schon abgelaufen, ich habe aber kein Geld mehr, um zurückzufahren. Das Geld hier borgen oder meiner Firma um Vorschuß schreiben? Niemals. Auf eigenen Füßen bin ich zurückgekommen, auf eigenen Füßen will ich wieder hinfahren. Wenn ich hier bloß Arbeit finden könnte, hätte ich das Geld ja gleich beisammen! Bei anständiger Arbeit würde ich auch ganz gern in der Schweiz bleiben, obwohl ich schon sagen muß, daß das Leben drüben großzügiger, «easier» ist. Aber den Schweizern in Amerika geht es jetzt mächtig schlecht (wie übrigens den meisten anderen Menschen auch), sie sind zum größten Teil auf private und städtische Wohltätigkeit angewiesen; da müssen sie meistens schwer schuften und bekommen nichts dafür. Auch jene, die noch in Arbeit stehen, haben es herzlich schlecht; die Löhne sind so klein geworden, daß ein Mann kaum mehr seine Familie durchbringen kann, von Sparen kann keine Rede mehr sein. Übrigens sind die Schweizer in Amerika sehr angesehen und geachtet, viel mehr als die Italiener.»



A. P., Techniker

«Ich bin schon als Neunzehnjähriger herübergereist, kurz nach der Kantonsschulmaturität im 1922. Ursprünglich wollte ich am Poli studieren, aber es bot sich mir eine außerordentlich günstige Gelegenheit: die Vertretung einer vielversprechenden Schweizer Erfindung, — ein elektrisches Heizelement für hohe Temperaturen, das speziell bei der Metallbehandlung angewendet

werden sollte. Mein Vater war schon seit 1904 als consulting engineer drüben und natürlich amerikanischer Bürger; ich konnte, da ich noch minderjährig war, auf seine Quote hinüberreisen. Ich fuhr I. Klasse und ahnte damals noch nicht, daß ich III. wieder zurückfahren würde. Die schweizerische Erfindung entwickelte sich drüben ausgezeichnet, und meine Tätigkeit dementsprechend. Mit der Fabrikation selbst war ich noch in der Schweiz bekanntgemacht worden, drüben lernte ich dann in den ersten zwei Jahren ganz gründlich in Fabrik und Laboratorium. Inzwischen hatte sich der ganze Betrieb sehr günstig entfaltet und ich wurde auf die Reise geschickt, nicht um Aufträge zu acquirieren, das war bei dem großen Erfolg schon längst nicht mehr nötig, sondern als technischer Berater der Käufer und Erschließer neuer Anwendungsmöglichkeiten. In den nächsten fünf Jahren war ich ununterbrochen auf der Reise und kam weit herum, denn es gab fast keine Gegend Amerikas, in der für unsere Erfindung keine Möglichkeit bestanden hätte. Sogar in den Bergen, in der Sierra Nevada, konnte sie angewendet werden, nämlich in den vielen Tunnels der Bergbahnen, und in den großen Gemüsegeldern, in Konservinenfabriken und in der Automobilindustrie. Bis in den Norden von Kanada kam ich, wo ich die Leiter der Goldminen dafür interessieren konnte. Es war ein äußerst interessantes, wenn auch anstrengendes Leben. Auf meinen Reisen kam ich viel mit Ofenbauern zusammen; eine dieser Verbindungen führte zu einer neuen Stelle, die ich im Sommer 1929 in Detroit antrat: als Chef und alleiniger Leiter der elektrischen Ofen-Abteilung. Das Geschäft ging glänzend, wir hatten soviel Aufträge, daß man fast mit der Arbeit nicht nachkam, — aber schon im Herbst des gleichen Jahres brach doppeltes Unglück herein: der große Börsenkrach in Wallstreet und ein Feuer in der Fabrik, das die gesamte Fabrikation für 6 Wochen lahmlegte. Damals nahm man die Krise noch nirgends ernst, kein Mensch dachte daran, daß sie länger als 3 bis 4 Monate dauern könnte; bis im April 1930, so rechnete man, ist alles wieder im Fluß. Es wurde schon daraufhin spekuliert, auch meine Firma stellte sich in ihrer Arbeit darauf ein. Miesmacher «crepehangers», d. h. Leute, die schwarze Tücher aushängen, nannte man sie, wurden nicht geduldet. Bis Mai 1930 hatten wir noch ordentlich zu tun, wir bezogen das neue Gebäude, das schon ganz auf die kommende, noch größere Produktion eingerichtet war. Und dann brach alles zusammen: Von Juni 1930 an war alles mit einem Schlag wie abgeschnitten. Die psychologische Reak-

tion ließ auch nicht auf sich warten: eine lähmende Enttäuschung setzte ein. Ich kann schwer beschreiben, wie furchtbar dieser plötzliche Abbruch war. Früher war den ganzen Tag das Telefon gegangen, man hatte so viel zu tun gehabt, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf stand, nicht einmal Ferien konnte man machen wegen der alles überflutenden Arbeit, — und jetzt konnte man tagelang im Büro sitzen, ohne daß auch nur ein einziger Anruf kam. Anfänglich wurden die Zeichner noch weiter beschäftigt, man ließ sie Pläne und Neukonstruktionen auf Vorrat machen, aber im Herbst verschlimmerte sich die Lage weiter. Da bekam man am Monatsende schon die Anfrage, ob man mit dem Gehalt nicht noch etwas warten könnte. Die Reserven wurden immer knapper, zum Schluß gab es überhaupt nur noch kleine Gehalts-Teilzahlungen. Ende Januar 1931 hatte ich für drei Monate keinen Gehalt mehr bekommen und verließ die Firma, da bei längerem Bleiben der Gehaltsanspruch automatisch hinfällig geworden wäre. Die Firma schuldet mir heute noch 6000 Fr. Ich suchte nun anderswo unterzukommen, aber überall hieß es: erst Ende Sommer, dann allerdings bestimmt. Der alte Optimismus! Auch ich glaubte daran und fuhr über den Sommer mit meiner Familie in die Schweiz. Anfang September war ich wieder in New York. Damals traf gerade die Kunde von dem großen Lohnabbau bei der United Steel Corporation ein, alles ließ den Kopf hängen und auch mit meiner versprochenen Stelle war es nichts. Wir blieben in New York und wohnten bei den Schwiegereltern. Im Herbst hatte ich dann vorübergehend Arbeit als Verkäufer in einem Warenhaus bei den großen Ausverkäufen, nach deren Tempo man sich ja bei uns keine Vorstellung machen kann. Ich verdiente 3 Dollar im Tag. Die Lage wurde immer schlimmer und ich meldete mich beim Relief Committee (Privates Unterstützungskomitee) als Arbeitsloser. Auch bei der Stadt kam ich um Unterstützung ein. Die Stadt New York nahm damals eine Anzahl Arbeitsloser auf und ließ durch sie eine genaue Verkehrsstatistik durchführen; dort wurde auch ich eingereiht. Wir mußten morgens um 7 Uhr antreten und wurden an Straßenecken, auf Bahnhöfen und im Hafen postiert, wo wir alle Fahrzeuge, die Passanten und die ausgeladenen Waren im Hafen zu zählen hatten. Ich verdiente 15 Dollar in der Woche und hatte so eine Beschäftigung bis April 1932. Dann war für 50 Prozent der Leute keine Arbeit mehr da und es wurde ausgelost, wer von uns gehen mußte. Es traf auch mich. Von da ab fand ich keine Arbeit mehr. Bis Juni blieb ich noch, dann spürte ich, daß ja doch gar keine Aussicht mehr wäre und kehrte in die Schweiz zurück. Frau und Kind blieben drüben bei den Eltern. Nun sitze ich hier und warte, daß sich mir irgendeine Arbeitsgelegenheit bietet. So wie sich aber die Situation drüben bessert, möchte ich wieder zurück, schon wegen dem Kind. In der guten Zeit hatte ich drüben das schönste Leben, ohne Zweifel viel schöner als in der Schweiz, viel freier und frohgartiger. Aber jetzt geht es eben den Menschen in der ganzen Welt schlecht, da spielt es eigentlich keine Rolle mehr, wo man lebt.»



J. B., Schlosser

«Ich bin schon zweimal in Amerika gewesen, zum erstenmal im Jahre 1923. Zwei Jahre später kam ich aber schon wieder zurück, ich hatte mächtig Heimweh bekommen. Zum zweitenmal fuhr ich im Jahre 1929. Hätte ich gewußt, wie böse wegen der Krise drüben aussieht, ich hätte es niemals gewagt. Gleich zu Anfang hatte ich Pech: bald nach meiner Ankunft wurde ich krank und mußte mich einer Operation unterziehen, wobei all mein Ersparnis draufging. Nachher fand ich durch eines der staatlichen Arbeitsvermittlungsbüros, deren Dienste für die Arbeitsuchenden unentgeltlich sind, Arbeit auf einer Farm als Erntearbeiter, wo ich zwei Monate bleiben konnte. Der Verdienst war gut: 6 Dollar. Hernach wandte ich mich nach Vancouver, wo mein Freund wohnte, mit dem ich die Ueberfahrt gemeinsam gemacht hatte. Wir beide beabsichtigten, ein Stück Land zu kaufen und Eisenbahnschwellen für die vielen neuen Eisenbahnen herzustellen; aber als wir an die Verwirklichung unseres Planes gehen wollten, war die Krise schon so groß, daß keine Bahngesellschaft mehr neue Schwellen kaufte. Ich überwinterete in der Stadt Vancouver; allen ging es schlecht, die Holzcampes waren geschlossen, der größere Teil der Arbeiter war ohne Arbeit und Brot. Ich bekam eine kleine städtische Unterstützung und mußte dafür streng arbeiten, in Parks, bei Straßen- und Wegverbesserungen. Im Frühling gab es dann Arbeit bei der Pacific-Railway, Bewässerungsarbeiten auf dem riesigen Gelände der Bahn. Bei dieser Arbeit gefiel es mir: Ich verdiente drei Dollar im Tag und konnte, da wir fast nichts brauchten, so gut wie alles sparen. Wir wohnten in Zelten, arbeiteten und aßen in guter Gemeinschaft.

Mit den Arbeitern, fast alles Engländer und Schotten, kam ich gut aus. Das dauerte 10 Monate, bis es für diese Arbeit zu kalt wurde. Wieder war ich arbeitslos. Immerhin hatte ich jetzt einiges Ersparnis; ein Freund und Arbeitskollege, der Vorarbeiter bei den Bahnbauten, der nebenbei eine Farm betrieb, nahm mich gegen eine Bezahlung von 6 Dollar in der Woche bei ihm auf und so konnte ich schon durchhalten. Im Mai 1931 probierte ich wiederum mein Glück und wanderte nach Edmonton, fand aber auch hier keine Arbeit, da die Arbeitslosigkeit inzwischen weitere Fortschritte gemacht hatte. Zusammen mit einem Freund versuchte ich es nun mit Goldwaschen und kam mit dieser mühsamen, schmutzigen Arbeit auf 80 Cents im Tag (ca. 4 Fr.). Es war immerhin besser als nichts. 30 Partien, meistens 2—3 Leute zusammen, alles Arbeitslose, waren in unserer Nähe mit Goldwaschen beschäftigt. Das ging so drei Wochen lang, bis das Hochwasser kam. Wieder war ich nun arbeitslos bis zum Herbst, der mich von neuem als Erntearbeiter sah. Jetzt war aber nicht mehr viel zu verdienen: 1 Dollar im Tag und Kost und Logis, dafür Arbeit von morgens fünf bis abends um neun. Als auch hier Schluß war, gab es einfach keine Arbeit mehr, man konnte suchen soviel man wollte. Ich schloß mich ein paar Schweizern an, und wir gingen über den Winter wieder nach Edmonton, wo wir wieder von der Stadt ein wenig unterstützt wurden und dafür bei 30 und 40 Grad Kälte schaufeln und pickeln durften. Die Unterstützung bestand in Fr. 1.25 pro Tag für Essen und 75 Rappen für Schlafen, alles aber nicht in Bargeld, sondern in Bons und Anweisungen. Dieses Leben hielt ich noch eine Zeitlang aus, dann aber sah ich, daß überall die Ausländer, die noch nicht fünf Jahre im Land waren und Unterstützung bezogen, von der Regierung deportiert wurden, und meldete mich freiwillig zur Heimkehr. Jetzt lebe ich bei Verwandten, habe gelegentlich Arbeit, gelegentlich aber auch keine. Trotzdem es mir drüben gar nicht gut ging, bin ich nicht gern in der Schweiz; alles kommt mir hier kleinlich vor und ich würde jederzeit gerne auswandern, wenn die Verhältnisse besser wären.»

J. O., Käser

«Das heißt: ursprünglich war ich Käser. Ich habe den Beruf beim Vater gelernt, der hatte eine Käseerei in Wald. Ich bin aber schon 1893 über das große Wasser, weil es mich ins Ausland zog, und habe dann drüben nie in meinem Beruf schaffen können, sondern immer als Packer in Engros-Häusern. Gewechselt habe ich nicht viel, ich konnte immer lange bei den einzelnen Firmen bleiben. In einer war ich sieben Jahre, in einer anderen zehn, in einer sogar vierzehn Jahre. Ich habe nicht schlecht verdient: 10, 12, 14, zuletzt 30 Dollar in der Woche. Ich habe mich nicht verheiratet und dafür fest gesparrt; jetzt bin ich froh darum. 1928 bin ich dann aus Gesundheitsgründen wieder in die Schweiz gekommen, um meinen Rheumatismus loszuwerden. Wenn ein naturalisierter Amerikaner — ich bin natürlich drüben citizen geworden — nach Amerika kommt, so darf er, ohne die Staatsbürgerschaft zu verlieren, fünf Jahre fernbleiben, wenn er in seine frühere Heimat zurückkehrt, aber nur zwei Jahre; ich ließ mir nach zwei Jahren eine ärztliche Bescheinigung geben und blieb ein drittes Jahr, so daß ich erst 1931 wieder hinüber kam. Und da fand ich zu meinem großen Erstaunen total veränderte Verhältnisse; ich hatte nicht gewußt, daß Amerika durch die Krise so gänzlich verändert war, sonst wäre ich nicht wieder herüber gegangen. Während ich bis dahin mit ziemlicher Leichtigkeit recht bezahlte Arbeit gefunden, bestand jetzt nicht die leiseste Aussicht mehr, Arbeit zu finden, besonders für einen älteren Mann. Ich war ein ganzes Jahr ohne Stelle; dann ist es mir zu dumm geworden und ich fuhr wieder zurück. Geld verloren habe ich bei dem Krach auch noch. Jetzt lebe ich hier von meinen Ersparnissen; ich brauche ja nicht mehr viel und es geht schon. Aber nicht alle Schweizer drüben sind so gut weggekommen wie ich. Viele geraten durch die lange Arbeitslosigkeit ganz ins Elend, werden beim Betteln ertappt, aufgegriffen und wieder heimtransportiert. Hier in der Schweiz gefällt es mir in einer Beziehung nicht schlecht: Man hat doch etwas Geselligkeit in den Wirtschaften und kann hie und da ein Gläschen trinken, was die Lebensfreude hebt. Drüben war es in diesem Punkt ganz schlimm wegen der Prohibition, und hintenrum konnten die «Büetzer» nichts rechtes bekommen, das Bier, das man sich so hinterücks verschaffen konnte, war «bad stuff». Aber sonst muß ich schon sagen, daß ich lieber drüben geiebt habe, und wenn die Verhältnisse geblieben wären wie vor dem Krieg, so hätte ich nicht daran gedacht, zurückzukommen. Hier kommt mir alles fürchterlich kleinlich vor, gewissermaßen bürokratisch. Was man für Scherereien hat mit der Abmeldung und den Papieren, das kommt einem komisch vor, so was gibt es in Amerika nicht. Und das erste, was einen in der alten Heimat empfängt, kaum, daß man angemeldet ist, ist totischer die Steuerdeklaration, damit pressieren sie unheimlich. Immerhin ist es jetzt für mich alten Mann das Beste, in der Heimat zu bleiben. Ich würde nur wieder hinübergehen, wenn ich den Eindruck hätte, daß Europa sich gar nicht mehr zu helfen weiß, und in einen neuen Krieg hereinrennt, was meiner Meinung nach ja sehr wohl passieren könnte...»